



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Berlin.

Gruppe und Klein. — Der Sommernachts Traum und Tieck. — Mendelssohn.

Unter der Bezeichnung „Künstlernovelle“ erschien hier ein Buch: Semida, der Selbstdenker. Ich weiß nicht, ist Herr Gruppe vielleicht der Verfasser? Ein gewisser manierirter und künstlich gequälter Styl, in dem es geschrieben, ist freilich mehreren hiesigen Federn eigen. Von Klein ist es nicht Klein ist zu originell, zu phantastisch feck in seinen Behauptungen, zu genial coquett in seinem Ausdruck; er kann sich nicht verläugnen. Klein erkennt man sofort, auch wo er die Augen zudrückt; seine phantasiereichen, aber oft schwindelnden Kunstbetrachtungen zur Zeit früherer Ausstellungen in der Academie sind bekannt genug geworden. Auch dies Buch, das sich mit Unrecht Novelle nennt, hat im Kunstraisonnement seinen Stoff, nimmt seine Motive von kritischen Aeußerungen über Bilder der letzten Saison, knüpft namentlich bei einer Debatte über Lessing's Fuß, über Gallait und Bidsve seine Gespräche an. Die Figuren, die sie führen, bleiben uns eben so nebelhaft, als die Grundsätze der Aesthetik, auf denen das Raisonnement beruht, uns unklar sind. Der Verfasser setzt den Zusammenhang in seinen Ansichten voraus, und das ist linksich genug. Manche Aeußerungen, besonders über Rubens, sind sehr paradox. Ueber Rembrandt finden wir ein sehr glückliches Urtheil. — Das Novellistische im Buche ist schwächlich und kaum der Rede werth. Dr. Klein figurirt selbst unter den Gestalten, die auf der Ausstellung erscheinen. Er wird als ein tropischer Krauskopf bezeichnet, als Dichter eines neuen Schauspiels. „Ich erinnere mich“ — sagt Jemand im Buche — „eine Recension von ihm gelesen zu haben, besonders über einige früher aufgestellte Bilder von Delaroche, die mich interessirte, nicht des Urtheils selbst wegen, sondern wegen des ungebändigten Geistes, der sich darin offenbarte. Nicht selten vertrat er durch ihn in die Fehler, welche er so schonungslos bei mehreren Wer-

ken der Malerei rügt, und es deshalb nicht bemerkte, weil ein anderes Medium des Ausdrucks zum Grunde lag. In dieser Recension kann man bald erkennen, daß es dem Fertiger mehr um sich selbst, als um die Wahrheit zu thun war. Jede Gelegenheit wird gierig festgehalten, eine schimmernde Vielwisserei blicken zu lassen, und dabei ist der Begriff der Sprache in bemerkenswerther Leichtfertigkeit mißkannt, indem man jeden Augenblick auf ein neues Wort stößt. Klein hat sich in diesem Aufsatze durch sich und durch seine Kunstansicht so berauscht, daß in seiner Phantasie ganz andere Bilder entstanden, als diejenigen eigentlich sind, die er recensirt etc.“ Klein hat allerdings zuviel, woran der Verfasser des sogenannten Selbstdenkers zu weinigen hat, nämlich Phantasie. Er trifft niemals den common sense im Urtheilen. Aber die gespreizte Langweiligkeit des Selbstdenkers ist um deswillen nicht befähigter, die Wahrheit zu finden.

Der Shakespeare'sche Sommernachtstraum — oder vielleicht der Mendelssohn'sche — ist ein Zug- und Rassenstück geworden; er ging jetzt fünfmal hinter einander im Schauspielhause über die Bretter. Freilich thut's die Musik mit ihrem Silberklang, Mendelssohn mit seinen Märchenklängen. Das Stück selbst wird mittelmäßig gespielt, und nur die komischen Handwerks-scenen machen Glück; für die vielen zarten elegischen Gestalten hat keine deutsche Bühne die nöthige Besetzung. Diese einfache Unschuld, diese leise Grazie konnte von ungekünstelten Naturmenschen, wie die Schauspieler zu Shakespeare's Zeit waren, dargestellt werden, ohne die Dichtung zu beleidigen. Unsere Schauspieler sind entweder zu raffiniert oder zu läppisch. Selbst Fräulein v. Hagn als Puck erregte mit ihren koketten Balletmanieren Unwillen. — Von der Musik ist die Ouvertüre längst bekannt. Reizend ist die Composition des Marsches und der Arie Klänge, die Musik in den Zwischenacten, besonders die Introduction zum zweiten, gibt den ganzen Zauber der Feenwelt, wie sie der Componist in seiner Natur hat. — Bei der ersten Aufführung im Potsdamer „Neuen Palais“ saß der Hof im Parterre, das eingeladene Publicum, eine ziemlich gemischte Gesellschaft, gruppirt sich herum. Es ging still und respektvoll zu; ein Versuch zum lauten Beifall wurde unterdrückt. Meister Tieck, der das Stück in Scene gesetzt, saß dicht hinter dem Hofe. Er lächelte tief-sinnig und mit jener Genugthuung, seine alten Träume von Vergewärtigung der einfachen Shakespeare'schen Bühne endlich doch verwirklicht zu sehen. Vielleicht lag auch unbewusste Ironie in seinem Lächeln. Denn dieser Lieblingswunsch des alten Phantastus ist doch nur mit Hilfe aller Koketterien heutiger Zeit und nur mit den Reizen der Oper erfüllt. Daß statt der Seiten-

coulissen Tapeten herunterhingen, war doch nur scheinbar Einfachheit. Schloß und Walb im Hintergrunde waren aufs feinste und raffinirteste ausgeschmückt, und das Kinderballet gibt der Darstellung den Haupteffect. Es war im Grunde doch nur eine hübsche, geistreiche Spielerei. Aber es ist möglich, daß man sie fortgesetzt mit einer Art von Leidenschaft betreibt.

II.

U s P a r i s .

Die Verträge wegen des Nachdrucks. — Deutsche Correspondenten. — Das Herdbook.

Die französische Literatur bezahlt den Vortheil, daß sie die verbreitetste in allen Welttheilen ist, mit dem Nachtheil, daß sie auch diejenige ist, die am meisten nachgedruckt wird. Belgien allein führt jährlich 2400 Centner Bücher aus, meist Nachdruck hiesiger Werke. Längst ist daher die Regierung auf Mittel bedacht gewesen, diesem Uebelstande abzuhelpen. Man hat mit Belgien wegen der Aufhebung des Nachdrucks zu negociiren begonnen. Allein man ist bald auf andere Gedanken gekommen. Wenn wir auch dem Nachdruck in Belgien steuern, sagte man sich, wird nicht derselbe dann wieder auf einem andern Punkte losbrechen? Statt Belgien wird Holland, Deutschland, Italien diese Industrie beginnen. Die Regierung ist daher auf den allerdings klugen Gedanken gekommen, zuerst mit jenen Staaten zu verhandeln, bei denen der Nachdruck nur Unbedeutendes abwirft und die daher auf einen gegenseitigen Vertrag leichter eingehen können, und erst dann, wenn auf diese Weise mit Holland, Deutschland, der Schweiz und überhaupt solchen Ländern, wo die größere Censur oder Pressfreiheit den Nachdruck französischer Werke möglich macht, die Verträge gegen denselben abgeschlossen sein werden, gegen Belgien sich zu wenden und ihn in seinem Hauptsitze zu ersticken. Der erste dieser Art Verträge, dessen Abschluß gelungen, ist der mit Sardinien, von dem in diesem Augenblicke die Tageblätter die einzelnen Punkte veröffentlichen. Auch in Frankfurt a. M. und in Berlin sind Schritte von der hiesigen Regierung geschehen, um entweder in den sämmtlichen deutschen Bundesstaaten oder doch wenigstens in den Zollvereinsstaaten die Aufhebung des Nachdrucks zu erhalten. Von beiden Punkten aus soll jedoch die Antwort ergangen sein, daß Negociationen dieser Art mit jeder einzelnen deutschen Regierung abzuschließen seien — eine Antwort, über welche Herr Guizot sehr erboht gewesen ist. — Die Namensaufzählung der hier lebenden Correspondenten für deutsche Blätter, welche die Grenzboten in einer früheren Nummer brachten, haben bei einigen von ihnen böses Blut erregt. Die Un-

bedeutendsten sind es auch hier, die am lautesten schreien. Namentlich ist ein Herr Börnstein, der in dem erwähnten Artikel als Fabrikübersetzer bezeichnet wurde, ganz außer sich und da der Mann in vielen deutschen Blättern spukt, so können Sie bald auf einige anonyme Angriffe sich gefaßt machen. — Uebrigens beginnen auch die französischen Schriftsteller über das Ueberhandnehmen von Uebersetzungen sich zu beklagen und namentlich über die Nachahmung schlechter englischer Bücher, bei welchen sogar die englischen Titel stehen bleiben. So z. B. das Herdbook, über welches sich ein hiesiges Journal auf folgende Weise lustig macht: Dieses englische Wort ist der Titel eines so eben erschienenen französischen Buchs. Schon seit längerer Zeit hat sich unter dem zahlreichen und edlen Geschlechte der Kinder ein Bedürfnis lebhaft fühlbar gemacht. Man bebauerte stets, den jungen Kälbern bei ihrem Fortgang von der mütterlichen Weide keinen moralischen Beistand auf den versuchungsreichen Wegen ihres Lebens mitgeben zu können. Warum sollte man heut zu Tage, wo die Philanthropie ihren segensreichen Einfluß auf alle Klassen der Gesellschaft ausübt, nicht auch versuchen, diesen noch lebenden Frisandeaux bessere Gefühle einzusüßen?

Diese hochwichtige Lücke in der Erziehung des französischen Kindviehes füllt jetzt das Herdbook aus. Von jetzt an werden alle Kälber, wenn sie nicht störrig wie die Ziegen sind, lernen können, welchem erlauchten Stamme sie ihr Dasein verdanken.

Das Herdbook ist das Gefützbuch des Kindviehs. So gut wie es Montmorency's unter den Pferden gibt, haben auch die Stiere ihre Rohans. Man kann auf vier Füßen gehen und doch ein Aristokrat sein.

Das Herdbook ist das goldene Buch des französischen Adels unter den Bewohnern der Ställe. Es genügt nicht, Ruh zu sein, um seinen Namen in dem Verzeichniß edler Kinder glänzen zu sehen; 32 probehaltige Ahnen können allein zu dieser Ehre verhelfen. Bereits ist ein Heroldsamt errichtet, um die Ansprüche der sich meldenden Candidaten zu prüfen. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Die erste Bedingung der Aufnahme ist Legitimität. Das Herdbook ist so officiell wie der Moniteur. Wehe dem Kalbe, welches weder seinen Vater noch seine Mutter kennt! Seine Brüder und Schwestern sehen es an, als wäre es nie geboren. Ich habe so eben das französische Herdbook durchblättert. Die erlauchten Gründer der hohen Geschlechter sind sämmtlich Engländer. Um das Herdbook verstehen zu können, muß man seine Studien auf der Universität Oxford gemacht haben. Auf jeder Seite liest man: Berby, son of Harriet and of Duke-Pery. Miss Anna,

maid of Highlander and of Babylonien. Und so geht es fort; die Kühe dagegen stammen aus Gallien. Es scheint, daß das reine Geblüt des Rindergeschlechtes, gleich dem der Pferde, nur in den Adern der Thiere jenseits des Kanals fließt. Da die Ochsen jetzt ihre Stammbäume haben, möchte ich wohl wissen, ob sie auch, wie die Pferde, ihre Feste mit Preisvertheilungen haben. Diese Preise sollten dem besten Ochsen des Herdbooks zugetheilt werden. Da sich aber der Preis nur nach der größeren oder geringeren Zartheit des Fleisches richten kann, so könnte man erst nach dem Tode der Bewerber ein Urtheil über sie fällen, und man müßte sie erst essen, um den Sieger zu nennen. Man wird sie nach der Küche bringen, mit Blumen umkränzt, wie Opfer oder Triumphatoren, und an dem nächsten Morgen wird man in den Zeitungen lesen: Rainbow beefsteak aux pommes, Sohn von Lady Clara Pennsylvania, hat den ersten Preis erhalten. Und man wird um die Ueberschneidung Rainbow's streiten, wie man um den Boeuf gras Herrn Cornet's von Caen kämpft.

III.

Aus Grätz.

Kleinstädtische Gelfüste der Naturforscher. — Die Baronin von Brandhof und die Herzogin von Berry. — Lustbarkeiten. — Wild. — Wies. — Milanollo.

Die Grundstimmung der Naturforscherfestlichkeiten war: Gemüthlichkeit. In diesen Bergen, sagte der Erzherzog Johann, hat die Natur ihre Urrechte unverkürzt erhalten, darum wollen wir sein, wie sie, ungekünstelt und wahr. Die fremden Gäste konnten sich anfangs nicht gut in ihre Lage finden. Sie erschienen mit dem ganzen Prunk deutscher Kleinstädtereie, mit Orden und Bändern chamarirt, wie die Franzosen es nennen. Aber der schlichte einfache Rock des edlen Erzherzogs lehrte sie bald, daß es hier keine Ordensausstellung gebe, und am andern Morgen waren Sterne, Kreuze und Bänder von den Rücken verschwunden. Der Erzherzog mit seinem gemüthlichen österreichischen Dialekt, mit seinem biedern Händedruck, mit seinen Koasten auf Alle, die ihre Frauen mitgebracht, mit seiner würdevollen Bescheidenheit und freundlichen Sorglichkeit für jeden Einzelnen der gelehrten Gäste gab dem Ganzen den Anstrich eines Familienfestes. — Unter den Frauen zogen zwei die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Die Herzogin von Berry und die Baronin von Brandhof; die Herzogin ist trotz dem, daß sie ihre Jugend hinter sich hat, noch immer eine stattliche, anziehende Dame, die Interesse einflöß-

ßen kann, auch wenn man ihre Geschichte nicht kennt. Sie hat viel Impo-
nirendes, ich möchte sagen Herausforderndes in ihrer stolzen Haltung. Man
sieht ihr die Vendée auf den ersten Blick an. Einen ganz entgegengesetzten
Eindruck macht die Baronin von Brandhof, bekanntlich die legitime, wenn
auch morganatisch angetraute Gattin des Erzherzogs Johann. In diesen sanf-
ten Blicken spiegelt sich der ganze Himmel der deutschen Frau. Während die
Herzogin von Berry gewissermaßen durch verdoppelten Stolz beweisen will,
daß die Schicksalsveränderung, welche ihren Sohn von dem Throne verstieß,
ihr Nichts von ihrem Bewußtsein, von ihren Ansprüchen, von ihrer Würde ge-
raubt habe, spricht sich umgekehrt in jeder Bewegung der Baronin von Brandhof
der Beweis aus, daß sie bei der Schicksalsveränderung, welche sie aus ihrem
stillen, bürgerlichen Vaterhaus an die Seite eines der edelsten Fürsten Deutsch-
lands, an die Seite eines Kaisersohnes, eines Habsburgers erhoben, kein ein-
ziges Blatt aus dem Kranze der Bescheidenheit, des innigen Gemüthsebens
und der heitern Unbefangenheit einer deutschen Hausfrau fallen ließ. — Die
Thatsache, wie Erzherzog Johann seine edle Gattin kennen lernte, ist
zu bekannt, als daß ich sie hier nochmals erzählen sollte, obgleich sie den
Charakter dieses seltenen Ehepaares wohl am deutlichsten kennen lehrt.
Die Baronin v. Brandhof lebt in den innigsten Familienverhältnissen
mit der ganzen kaiserlichen Familie; obgleich sie es abgelehnt hat, bei Hofe
in Wien öffentlich zu erscheinen, so thut das dem gegenseitigen Familien-
besuch keinen Eintrag. Der Erzherzog hat für seine Gemahlin, so wie für
seinen jungen Sohn jede Standeserhöhung, mit welcher der Kaiser Ferdi-
nand bei der Geburt des letztern Mutter und Kind bedachte, abgelehnt. Der
russische Fürstentitel, den der Czar bei jenem Ereignisse dem Neugeborenen
über sandte, wurde natürlich noch schleuniger zurückgeschickt. Der fünfjäh-
rige Knabe ist ein allerliebster frischer Steyermärker, der auf dem reiz-
enden Gute Brandhof sorgsam, aber in Einfachheit unter den Augen seines Va-
ters erzogen wird. Auch ihm wurden Gastie gebracht. Von den 1200 Frem-
den, die das Fest herbeigelockt, waren etwa nur der achte Theil Ausländer.
Der gefeierte Held des Tages war Liebig aus Gießen; der Erzherzog hatte
ihn gleich am ersten Tage zu seinem Tischnachbar gewählt. Daß es an Lust-
barkeiten nicht fehlte, versteht sich von selbst. Außer den herkömmlichen Gast-
mahlen, Bällen und Spazierfahrten, war vor Allem das steyerische National-
musikfest interessant, wobei Erzherzog Johann selbst die Preise an die Sän-
ger und Spielleute austheilte. Erstere durften nur in ihrer heimatlichen
Sangesweise, letztere nur auf den nationalen Instrumenten (zwei Violinen;

Prim- und Sekund-, Zimbal, Schwebbelpfeife und Zither) sich produciren. Auch die Geldspeculation hat Unterhaltung aus weiter Ferne herbeigeschafft. Guerra mit seiner Reitergesellschaft, die Milanollos mit ihren dukatenstreichenden Bogen, der alte Wild mit seiner 55jährigen Tenorstimme. Der Naturdichter Stelzhammer trug in einem Declamatorium Gedichte in der österreichischen (ob der Ens) Mundart vor. Wiest gab eine humoristische Vorlesung und copirte dabei mit komischer Portraitureung die Redeweise der vier wiener Komiker: Raimund, Scholz, Nestroy und Carl. — Nun ist Alles wieder fort, die Stadt hat die gewöhnliche Physiognomie wieder, ist um eine schöne Erinnerung reicher und um zwei Striche ärmer geworden — sie heißt nämlich fortan nicht mehr Grätz, sondern Graß.—

IV.

N o t i z e n.

— — Das bekannte Lied! „Nach Sevilla, nach Sevilla!“ soll in Polen mit der Variante: nach Sibirien, nach Sibirien gesungen werden. Bei der geringsten Veranlassung werden die Menschen nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen im hellen Gise glühen, gesandt. Ob jung oder alt, ob Vergehen oder Verbrechen — darin wird kein Unterschied gemacht. Ein kleines Beispiel gab hiervon ein junger polnischer Flüchtling, fast noch ein Knabe, der vor Kurzem durch Leipzig reifte. Vier Warschauer Gymnasialschüler hatten ein Pasquill auf einige polnische Offiziere gemacht, die bei einem Banquett mit den Russen Brüderschaft getrunken und ihrer Nationalität entsagt haben. Dieses Pasquill macht die Runde. Die jungen Pasquillanten werden entdeckt und drei davon ohne weiteres nach Sibirien transportirt; der vierte wurde durch seine Eltern gerettet und kam glücklich über die Grenze.

— — Der Kaiser Nicolaus muß, heimlicherweise, zum deutschen Bunde gehören oder unsere Zeitungspressen und unsere Censur müssen es wenigstens glauben. Woher sonst die Färtlichkeit und Schonung, mit der ihn alle deutschen Blätter behandeln? Verlangt die Censur dieselbe verehrungsvolle Rücksicht für jedes herrschende Haupt oder nur für Mitglieder des deutschen Bundes? Man erinnert sich, daß jüngst die größten deutschen Zeitungen ungenirt O'Connell's Rede über Louis Philipp brachten; eine Rede, in der jedes Wort eine Injurie, eine Majestätsbeleidigung, ein blutiger Hohn! Gut. Louis Philipp gehört nicht zum deutschen Bunde. Nicolaus gehört, unseres Wissens, auch nicht dazu und doch sind wir überzeugt, daß die Censur, in deutscher Treu und Ehrlichkeit, jede von den Aeußerungen, die O'Connell über ihn sich zu erlauben pflegt, uns streichen würde. Man sieht, in Deutschland sind selbst die fremden Könige nicht gleich vor dem Gesetz.